

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 37 (1943)
Heft: (9): September-Sendung

Artikel: Das menschliche Tun für das Reich Gottes
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-138303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das menschliche Tun für das Reich Gottes.¹⁾

Wir sind der Meinung, daß die Mitwirkung des Menschen *wesensmäßig* zum Reiche Gottes gehört, ja, daß der Mensch im Brennpunkt allen Geschehens steht, das auf sein Kommen hinwirkt. Denn das Reich Gottes ist das Reich des Menschen. Es ist nicht der Garten Eden; es ist nicht das Reich der Natur, jedenfalls vorerst nicht. Sofern die Natur erlösungsbedürftig ist, fängt auch ihre Erlösung beim Menschen an. Das ist die gewaltige Schau der Bibel, daß die Natur in den Fall des Menschen mithineingerissen worden ist, und daß sie darum sehnlich wartet auf die Wiederherstellung des herrlichsten aber auch unseligsten unter allen ihren Geschöpfen, weil dann auch für sie ein neuer Tag heraufsteigt.

Aber diese Wiederherstellung kann nicht ohne Mitwirkung des Menschen geschehen. Denn es ist unmöglich, daß in dem Momente, in welchem der Mensch wiederhergestellt wird, das Größte an ihm vernichtet sein soll: die Freiheit. Wenn das Gottesreich einfach über den Menschen käme, ohne seinen Willen, ohne seine Tat, einfach von oben herab, ohne sein Kämpfen, ohne sein Leiden, ohne seine Freude, ohne seine Sehnsucht und sein Suchen, dann wäre es nicht Erfüllung für den Menschen sondern in gewissem Sinn seine Vernichtung. Der Mensch würde dann aufhören, Person — im stärksten Sinne dieses Wortes — zu sein. Das Reich Gottes würde ein Reich willenloser Sklaven.

Das Reich Gottes will aber die Persönlichkeit des Menschen nicht aufheben, sondern erfüllen. Das tiefste Wesen des Menschen aber, das, was ihn unterscheidet von allen andern Geschöpfen, ist die Freiheit. Das Wesen der Natur ist Gesetz. Die Sterne haben ihr Gesetz, die Tiere haben ihr Gesetz. Der Mensch aber muß nicht müssen. Wenn er das Gute bejaht, tut er es wie ein König, oder — wie die Bibel sagt — wie ein *Sohn* Gottes, nicht wie ein Sklave. So bejaht er auch das Reich Gottes, und nur diese *freie* Bejahung ist des Reiches würdig.

Das Reich Gottes ist das Ziel der Geschichte, ja eigentlich der Sinn und die letzte Absicht der Schöpfung. Diese Erkenntnis ist aufgeleuchtet in der Bibel, in der das zum klaren *Wort* geworden ist, was in der Wirklichkeit der Welt und im weitergehenden Schöpfungsprozeß des Lebens als stumme Sehnsucht uns entgegentritt. Was uns aus der Gestalt des Lebens, aus dem Antlitz der Natur rätselhaft entgegenschaut, was uns aus dem wirren Lärm der Geschichte qualvoll und unartikuliert entgegenschreit, das ist in der Bibel zur lichten Offenbarung geworden in dem Wort vom Reiche Gottes. Wer dieses Wort vernommen hat, der versteht die Natur *und* die Geschichte. Diesem in der Bibel — dort, wo sie sich selbst ganz versteht: in Christus — in voll-

¹⁾ Vortrag, gehalten am religiös-sozialen Ferienkurs in Obstalden.

kommener Klarheit geschauten Ziel muß alles dienen. Jedes Wesen hat seinen Sinn in der Ein- und Unterordnung unter dieses Ziel.

Darum ist es für uns Menschen das dringlichste, daß wir unsere Aufgabe gegenüber diesem Ziel begreifen, so wie sie sich aus der Stellung des Menschen innerhalb der Schöpfung ergibt. — Wenn wir diese Stellung untersuchen, sehen wir den Menschen zunächst mitten unter den andern Geschöpfen, ihnen bei-, nicht übergeordnet. Alle sind sie aus Gottes Hand hervorgegangen und alle haben sie ihr Ziel in ihm. Zunächst ist also kein Grund zur Ueberhebung für den Menschen da.

Aber der Mensch darf das Besondere seines Wesens auch nicht verkennen. Dieses Besondere in überheblichen Worten zum Ausdruck zu bringen, ihn „Krone der Schöpfung“ zu nennen, haben wir vielleicht keine Lust, wenn wir — gerade heute — auf die Werke des Menschen blicken, eher möchte man die Tiere preisen. Was für grundanständige, gute, geduldige Geschöpfe sind sie! Man begreift nicht nur die indische Verehrung der Kuh, sondern auch den bitteren Ausspruch Pascals „je mehr ich die Menschen kennen lerne, desto lieber habe ich meinen Hund“, und man begreift das Verhältnis des hl. Franziskus zu den Tieren und die begeisterten, rührenden Worte des totkranken Bruders des Starez (in den „Brüdern Karamasoff“): „Selige Vögelin, auch vor euch bin ich schuldig.“ Aber es handelt sich bei diesem Begreifen der Stellung des Menschen gar nicht um die Konstatierung eines Besserseins, sondern um die Erkenntnis der Besonderheit seiner Aufgabe. Diese in ihrer Größe zu sehen, daran darf uns allerdings keine Demut hindern. Es könnte leicht sein, daß es keine Demut, sondern Flucht vor der Aufgabe wäre. Wir sind vor jeder Ueberhebung geschützt, wenn wir begreifen, daß groß vom Menschen denken, nie etwas anderes heißt als: ihm eine besonders große Aufgabe zum großen Schöpfungsziel geben. Es ist darum nicht nötig, daß wir um der Demut willen vom Menschen wie von einer Ameise reden, sondern wir dürfen in Ehrfurcht — ja in Furcht und Zittern — annehmen, was von ihm am Anfang der Bibel gesagt ist: „Gott sprach: laffet uns Menschen schaffen, nach unserem Bilde“.

Was ist das, im Vergleich zu den andern Geschöpfen, Neue am Menschen? Wir wollen es einmal so sagen: im Menschen hat die Schöpfung Gottes ihr Auge aufgeschlagen. Für das Tier ist kein Himmel da und kein Sonnenglanz, keine Farbe und keine Form. Das mag als eine anmaßende und vorwitzige Behauptung erscheinen, wenn wir etwa den großen Jubel erleben, mit dem die Vögel an jedem Morgen den neuen Tag begrüßen. Aber es hat keinen Sinn, sich den Unterschied gegenüber dem bewußten Schauen des Menschen zu verbergen. Ja, es ist in jenem Lied der Vögel der Jubel des Lebens, so wie er auch in der Farbe der Blume oder im Silberglanz des Wassers da ist. Er ist da — aber ohne sich selbst zu verstehen. Er ist stumm, trotz aller schmetternden Töne, weil er noch nicht *Wort* ist. Im Menschen aber

kommt es zu diesem Sich-selbst-Verstehen der Schöpfung, denn er ist mit diesem völlig Neuen begabt, mit der Fähigkeit des Erkennens und Anschauens. Nun ist ein Wesen da, das ein Auge hat für Schönheit, für das Sinnvolle, für Größe. Gott hat diesem Wesen, das er in eine tierische Körperhülle gekleidet hat, das Auge geöffnet; er hat seine Seele aus der Dumpfheit erlöst, so daß er staunend, bewundernd, ehrfürchtig, anbetend vor der Schöpfung steht.

Adam gibt jedem Geschöpf seinen Namen. Das ist die königliche Funktion des Erkennens, jenes Erkennens, das im Wort zur vollendeten Klarheit und Bewußtheit kommt. Nun wird jedes Ding nicht nur wahrgenommen, sondern wirklich gesehen, erkannt, begriffen. Erkennen im vollsten Sinn aber ist Lieben, denn es ist nicht nur eine intellektuelle Funktion, sondern es ist ein Begreifen und Erfassen mit dem ganzen Wesen; ein Ding erkennen heißt es anerkennen, es in seinem Wesen bejahen, sich daran freuen. Das ist die Gottähnlichkeit des Menschen, nicht seine eigene Herrlichkeit, sondern diese Fähigkeit, die Herrlichkeit der Schöpfung in all ihren Gestalten zu schauen, liebend zu bejahen. Denn all diese Geschöpfe sind es wert, geliebt zu werden, sie gehören zur Welt Gottes.

Wahrhaftes Erkennen ist *die* große Aufgabe des Menschen. Wo der Mensch die Schöpfung und alle Kreatur wirklich schaut, da beginnt das Reich Gottes. In nichts tritt der Fall des Menschen so furchtbar zutage wie im Verlust jener Fähigkeit. Wenn das schauende, liebend bejahende Verhältnis zu den Geschöpfen in Zerfall gerät, wenn statt dessen der Mensch hin- und herschwankt zwischen Teilnahmslosigkeit und unerfättlichem Begehren, dann hat er sein Menschentum eingebüßt.

Auch die Wissenschaft, der Wissenstrieb ist noch ein Abglanz jenes göttlichen Auftrags, manchmal allerdings nur noch wie eine Karikatur, dienend zur Ausfüllung der Leere des Menschen, ohne die tiefe Freude, ohne letzte Ehrfurcht, ohne den Blick auf den Zusammenhang des göttlichen Reiches, zu dem all diese registrierten und analysierten Dinge gehören.

Neben das Erkennen tritt der andere Auftrag an den Menschen: Macht euch die Erde untertan! Ist damit gemeint, daß der Mensch gegenüber der Tier- und Dingwelt einen schrankenlosen und ehrfurchtslosen Imperialismus betätigen soll? Nein, nur sofern der Mensch auf Gottes Seite steht, sollen ihm die Geschöpfe und Dinge untertan sein, also eigentlich nicht ihm, sondern dem, dem auch er untertan ist. Dieses Untertansein besteht aber darin, daß alle Kreatur eingeordnet sein soll in den Zusammenhang des Dienens, in die große Ordnung der Solidarität, des Lebens, Arbeitens, Leidens und Sterbens *füreinander*. Die Geschöpfe sollen nicht nebeneinander existieren, sondern *füreinander* leben. Nur so ist ihre Existenz sinnvoll und verdient den Namen des Lebens.

Noch einmal weisen wir hin auf das großartigste Angebinde, das der Mensch erhalten hat: die *Freiheit*. Auch jenes Erkennen, jenes begierdelose Anschauen ruht auf der Freiheit, dem Freisein von sich selbst. Aber es handelt sich noch um etwas viel Gewaltigeres: die Freiheit gegenüber Gott. Gott will keine Sklaven zu seinem Dienst, sondern Freie, Söhne Gottes — so sagt es die Bibel. Nur auf dieser Freiheit will Gott sein Reich aufbauen, darum kann das Reich Gottes nicht kommen, ohne das Wollen und Tun des Menschen.

Wohl ist das Grundlegende in der Haltung des Menschen zum Reiche Gottes etwas Innerliches: Hunger und Sehnsucht nach der Gerechtigkeit, Zuversicht und freudige Bejahung, das, was die Bibel mit dem einen Wort „*Glauben*“ bezeichnet. Aber dazu muß nun auch das *Tun* des Menschen kommen. Hier erhebt aber der Pessimismus seinen lähmenden Einwand. Wenn auf den Fall des Menschen hingewiesen wird, dann ist das noch nicht Pessimismus, sondern einfach Realismus. Es ist wahr, daß der Mensch die Gabe der Freiheit nicht zu ertragen vermochte, daß er sie nicht gebrauchte, um Gott in Freiheit zu bejahen, sondern um ihn zu verneinen; es ist wahr, daß damit die große Katastrophe über alles Menschenwesen kam, ja daß sie sich zur kosmischen Katastrophe ausgewachsen hat: die Natur wird in den Fall des Menschen mit hineingerissen; auch der Garten Eden geht verloren. Aus diesen realistischen Feststellungen eine nicht nur lähmende, sondern geradezu fesselnde Theorie zu machen, das ist Pessimismus. Das ist etwas, was die Bibel nicht tut. Sie sieht wohl das Elend und die Todesmacht, in die der Mensch und die Welt durch den Fall des Menschen hineingeraten ist, aber sie hört nicht auf, den Menschen anzusprechen, um ihn zu ringen. Ja, es ist die zentrale Verkündigung der Bibel, ihr ganzer Sinn, daß Gott den Menschen nicht aufgegeben hat. Alle ihre Verheißungen, aber auch alle ihre Forderungen sind an den völlig realistisch gesehenen, nicht idealisierten Menschen gerichtet. Auf sein Glauben, aber auch auf sein Tun wird in keiner Weise verzichtet. Der Mensch bleibt nach wie vor der Angelpunkt der Erlösung; die seufzende Welt wartet auf das Hervortreten der Söhne Gottes.

Die Frage, was der Mensch könne und was er nicht könne, zum voraus lange theoretisch zu erörtern, das hat etwas außerordentlich Mißliches an sich. Wer vor einem Gebirge steht, dessen Ueberschreiten unumgänglich notwendig ist, darf sich nicht lange bei Erwägungen aufhalten, bis wohin wohl seine Kräfte reichen werden; er muß den Weg unter die Füße nehmen. Es ist möglich, daß er erschöpft zusammenbricht, aber es ist auch möglich, daß ihm Kräfte geschenkt werden, die er nicht in sich geahnt hat. Beim geistigen Kämpfen und Streben ist das immer der Fall, ja, hier ist ein Wunder verheißt, für das kein Vergleich aus dem physischen Erleben möglich ist: das Entgegenkommen der Gnade. Aber nur dem Wandernden und Steigenden wird die Gnade von oben her begegnen. In dem an Psalm 8 sich anschlie-

ßenden Hugenottenliede ist das biblische Denken über den Menschen wunderbar ausgesprochen:

Was ist der Mensch, daß du, Herr, sein gedenkest,
des Menschen Kind, daß du ihm Gnade schenkest!
Ich sinke hin, wenn ich die Huld betracht',
durch die du ihn so herrlich hast gemacht.

Du wolltest ihn zum Könige erheben,
ihm deine Welt zu seinem Dienste geben,
ja alles, was der Erdkreis in sich faßt,
du, Mächtigster, ihm unterworfen hast.

Was ist Mitarbeit am Reiche Gottes?

Die Menschen sind fast ausnahmslos eingespannt in irgendein Tagewerk, in irgendeinen Zusammenhang wirtschaftlicher oder kultureller Arbeit. Viele sind bedrückt von dem Gefühl, daß ihre Arbeit, die ihre ganze Kraft in Anspruch nimmt, ja sie oft fast verzehrt, nicht in einem sichtbaren und deutlichen Zusammenhang mit dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit steht. Es gibt einen Fluch der Entseelung und Entmenschlichung, der auf vieler Arbeit liegt. Aber ist nicht schon etwas von Erlösung da in dem Glauben, daß das Reich Gottes *alle* Gebiete des Lebens umfaßt und einschließt, nicht nur die geistige, nicht nur die im engeren Sinne soziale und charitative Arbeit, sondern auch die nüchternste wirtschaftliche Betätigung in der Produktion oder im Handel? Der Zusammenhang mit dem Reiche Gottes wird da allerdings oft nur „im Glauben“ herzustellen sein, aber wir wollen nicht zurückfallen in jene Einteilung des Lebens in geheiligte und weniger geheiligte Zonen. Das ist das Reich-Gottes-artige, das die Reformatoren verstanden haben, daß die Trennung einer geistlichen von einer weltlichen Sphäre in bezug auf die Arbeit aufgehoben werden muß. Die Magd am Herd und der Knecht hinter dem Pflug wird mit seinem Tun neben, wenn nicht über, den die geistlichen Werke vollziehenden Priester gestellt. Diese Erkenntnis muß von uns noch viel radikaler begriffen werden, wenn wir das Reich Gottes in seiner alle Realität erfassenden und erlösenden Kraft begriffen haben.

Es ist sicher verständlich, wenn Menschen das Eingespanntsein in Betriebe, die völlig vom Profit beherrscht zu sein scheinen, oft schwer ertragen und mit Neid auf Tätigkeiten schauen, in denen der Charakter des Dienstes am Bruder direkter verwirklicht zu sein scheint. Aber wir möchten doch diese Menschen irgendwie trösten. Wenn der Zusammenhang meiner Arbeit mit der Sache Gottes schwerer herzustellen ist in meinen Gedanken, wenn es mehr innere Arbeit, ja Kampf kostet, wenn sogar Protest und Risiko gewagt werden muß, dann kann man gerade in einer solchen Stellung mit ihrer stündlich geforderten Wachsamkeit der Sache Gottes näher sein als in einer schon an sich

sozialen oder geistigen Arbeit, bei der die Gefahr der Entseelung und Mechanisierung gerade dann besonders groß ist, wenn sie sich allzu sicher davor glaubt — und dann wird sie in eine schlimmere Unwahrheit als die nüchternste Erwerbsarbeit. Gibt es etwas Schlimmeres als einen routinierten Pfarrer, als eine entseelte Schule, als eine mechanisierte Fürsorge? Besteht nicht viel mehr Hoffnung für einen wirklichen Commis voyageur als für einen Commis voyageur du bon Dieu? Ist nicht der samaritanische Commis voyageur dem Reiche Gottes näher gewesen als der Priester, der über seinem übergeistlichen Wesen die Menschlichkeit vergaß? In der Sachlichkeit, in der ehrlichen Realität ist immer noch eine Verheißung. Dem Realen, wenn es noch so nüchtern und realistisch und unromantisch ist, weicht das Reich Gottes nie aus, im Gegenteil, gerade das will es erlösen, aber irrealer Dinge, unwahre Geistigkeiten sind für das Reich Gottes ein Nichts, an dem es vorübergeht. Wer in der realen Arbeit drinsteht, der steht in einem Lebenszusammenhang drin, über dem die ganze Verheißung der erlösenden Kraft des Reiches steht.

Neben die Arbeit hat aber etwas anderes zu treten: *die Tat*. Auch dazu ist der sündige Mensch fähig. Es geschieht, daß aus einem schwachen, ja aus einem befleckten und belasteten Menschen die Tat rein und groß hervorbricht. Es ist das Törichteste und Tödlichste, was man tun kann, wenn man die Tat im allgemeinen und im einzelnen Fall nicht gelten läßt und herabsetzt, indem man irgendwelche, beim Menschen immer miterschwingende, Nebenmotive hervorzerzt. Sicher ist die Tat um so wirksamer, je reiner sie ist, aber wenn sie irgendwo mutig durchbricht, dann sollen wir sie nicht durch unsern skeptischen Pharisäismus lähmen, sondern durch unsern Glauben in ihrem besten und reinsten Wollen stärken. Sicher kann das Gefühl über uns kommen, daß wir unwürdig sind, die Tat zu tun, daß wir in den Winkel der Buße gehören und nicht auf den öffentlichen Platz der Tat. Aber wir sollen auch nicht im Streben nach Heiligung der Unfruchtbarkeit verfallen, nach dem Goethe'schen Vers: „Wir waschen, und rein sind wir ganz und gar, aber auch ewig unfruchtbar.“ Uebrigens wird in der Regel Tat und Heiligung Hand in Hand gehen. Es gibt da kein Nacheinander: zuerst sich läutern von allen Schlacken und dann die Tat. Wer in den Kampf eintritt, von dem wird viel Kleines und Unlauteres abfallen. Nicht an der Sense, mit der gemäht wird, setzt sich der Rost an. Wer eine Tat tut, und es wäre noch etwas von menschlicher Selbstgefälligkeit und Hochmut dabei, er kann beruhigt sein — für seine Demütigung ist gesorgt. Selbstquälerische Läuterungsprozeduren werden kaum mehr nötig sein, auch keine öffentlichen Sündenbekenntnisse zur Selbstdemütigung. Denn er wird kaum gefeiert werden um seiner Tat willen, sondern er wird froh sein müssen, wenn er nur wegen seiner Dummheit belächelt und nicht auch noch wegen verbrecherischer Gesinnung verabscheut und gehaßt wird.

Wir haben damit erst über gewisse mit der Tat verbundene Verumstündungen geredet. Was aber ist das Wesen der Tat? Es ist ein Hervorbrechen und Durchbrechen der Tiefe durch die Oberfläche, des Lebens durch die Erstarrung, des Ursprünglichen durch die tote Gewohnheit. Solche Durchbrüche sind sowohl in der persönlichen als auch in der gesellschaftlichen Sphäre immer wieder nötig. In solchem Geschehen allein bricht wirkliches Leben hervor; Generationen können sich erquicken an den Lebensströmen, die von Taten Einzelner ausgehen.

Es klingt paradox, wenn wir sagen, daß die häufigste Form der Tat das *Wort* ist. Es ist aber nicht paradox, wenn wir den Begriff des Wortes wesentlich und ernst verstehen. Das Wort, das gemeint ist, ist nicht Geschwätz und Geplauder, sondern das heilige Instrument der Wahrheit. Es ist Licht, das das Dunkel erhellt. Es lagern sich Nebel der Lüge über dem Leben. Heil dem, der sie durch sein Wort zu durchbrechen vermag! Das kann an öffentlichem Ort und es kann in der Stille geschehen. Nicht bloß das Podium der Öffentlichkeit ist der Ort, wo die Tat des Wortes geschieht. Es kann auch — wie etwa in Gotthelf'schen Erzählungen — im Kabisplätz oder hinter den Vorhängen des Ehebettes gesprochen werden; es kann sich in den profanen Spalten der Zeitung finden so gut wie auf der Kanzel; es kann ein Buch füllen, es kann aber auch aus einem Wort mit zwei oder mit vier Buchstaben bestehen und Ja heißen oder Nein. Und es ist dennoch immer eine wirkliche Tat mit ihrer ganzen bewegenden Kraft.

Die Theologen hätten eigentlich recht gehabt, wenn sie die Verkündigung des Wortes in den Mittelpunkt stellten. Wenn sie sich nur den Besitz des Wortes nicht gar so leicht vorgestellt hätten, indem sie glaubten, es zwischen zwei Buchdeckel eingeschlossen zu besitzen. Wenn sie wirklich das *Wort* gehabt hätten überall in der Welt, wenn sie nicht geschwiegen — und wenn sie nicht geschwätzt hätten, um die Welt über ihr Schweigen zu täuschen —, dann hätte es weniger Finsternis gegeben in der Welt, mehr Gottesglanz hätte sich über ihr ausgebreitet, ja — wir wagen kühnlich auch dieses ganz Konkrete zu nennen — es wären Millionen von Menschenleben nicht der Vernichtung anheimgefallen.

Die Tat kann aber selbstverständlich auch noch andere Formen haben als die des Wortes. Es kann eine Haltung sein, ein Zeugnis und Bekenntnis nicht in Worten, sondern in einer symbolischen Handlungsweise. Es kann eine Tat des Mutes sein, moralischen und körperlichen Mutes, es kann eine Tat der Hilfe sein, eine Tat des Opfers, des Opfers an Geld oder des oft noch schwereren Opfers an Popularität und Beliebtheit. Solche Taten geschehen viele im Verborgenen, und sie sind nicht die geringsten im Reiche Gottes, auch wenn es sich nur um das Scherflein der Witwe handelt. Es kann auch eine Tat der Treue sein. Zu denen zu stehen, welche um ihrer Tat willen in Anfechtung und Verfolgung geraten sind, das ist auch eine Tat. „Wer einen Pro-

pheten auch nur mit einem Becher kalten Wassers erquickt“ — der hat auch eine Tat getan. Vielleicht besteht dieser Becher kalten Wassers in einem geschriebenen Brief, oder in einem Wort des Zu-ihm-Stehens gegenüber der feindseligen und verständnislosen Welt. Das sind bescheidene Dinge, und doch — wenn wir etwas mehr von diesen bescheidenen Dingen hätten, würde der Kampf um Gottes Reich sieghaft zu werden beginnen.

Wir haben von der Arbeit und von der Tat geredet, und zwar mit Zurückhaltung, denn das Reden über das Tun hat immer etwas Mißliches an sich, ganz abgesehen von der Würdigkeit dessen, der da reden muß. Es ist vielleicht nötig, noch etwas von dem zu sagen, was leicht mit der Tat verwechselt werden kann; wir meinen das, was man das „*Machen*“ nennt. Es handelt sich dabei um ein Tun, das wohl auch das Gewohnte durchbricht, aber nicht einem tiefen inneren Müßen entspringt. Diese Versuchung ist vor allem für die da, die sich aus dem Gewohnten und Erstarrten heraushehnen. Sie können nicht warten, bis die Dinge reif sind: dann tun sie etwas, das eine Tat sein soll, meist irgendwelche Vorbilder nachahmend. Aber alle Nachahmung ist ein Machen; nachgeahmtes Tun ist nicht ganz echt, nicht ganz wahr, und wird darum bald außer Atem geraten. Diese Originalität, die nicht original ist, nach der gehascht wird — das ist ein gefährlich unwahrhaftiges Wesen. Lieber im Gewohnten verharren und gar nicht hervorstechen als auf diese Art. Um das Hervorstechen handelt es sich am allerwenigsten; wer das Reich Gottes sucht, wird gerade diese Versuchung am meisten scheuen. Wenn wir wir selbst wären, wären wir immer irgendwie original und für die andern erquickend, sogar mit unsern Fehlern. Ueber der Echtheit und Aufrichtigkeit ist immer etwas von der beglückenden und befreienden Art des Reiches Gottes.

Aus dem Geist der unbedingten Wahrhaftigkeit heraus müssen wir auch an das herantreten, was mit dem Wort *Nachfolge*, Nachfolge Christi, gemeint ist. Dieser Begriff hat für uns zuerst immer etwas, das uns schwer bedrückt. Denn er bringt uns unsere ganze Schwachheit, unsern Egoismus, unsere Gebundenheit an viele Dinge und viele Gewohnheiten zum Bewußtsein. Dieser Begriff stammt aus einer heroischen Auffassung des Lebens und des Christentums, und wir spüren vor ihm das ganz und gar Unheldenhafte unseres Wesens.

Aber dürfen wir nicht gerade zuallererst etwas von dieser drückenden Last von den Seelen nehmen? Dürfen wir nicht darauf hinweisen, daß Jesus Christus zuerst gar nicht als der Belastende, als der Finstere auf die Menschen gewirkt hat? Hat nicht vielmehr der Dichter ihn recht geschaut, der sagt: „Weicht ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister, Jesus, tritt herein“? Hat er denn den Mühseligen und Beladenen zusätzliche Lasten auferlegt oder hat er ihnen nicht vielmehr Entlastung verheißen? Ist es nicht *sein* Wort: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht“? Es muß ihn eine Luft unendlicher Freiheit um-

weht haben! Es waren Tränen erlöster Freude, die zu seinen Füßen geweint wurden von belasteten Gewissen. In Erstarrten und Verhärteten hat sich in seiner Nähe etwas gelöst. Nicht wie die Pharifäer und Schriftgelehrten hat er auf die Menschen gewirkt.

Dennoch, wenn wir das Wort Nachfolge Christi aussprechen, taucht vor uns ein Ideal auf, das uns beunruhigt; man kann es wohl am zutreffendsten das Ideal der *Heiligkeit* nennen. Ein katholisches Ideal. Aber dieses Stichwort „katholisch“ bedeutet doch wohl für uns nicht einfach ein unbesehenes Erledigtsein dieser Sache. Wir können an Erscheinungen wie dem hl. Franziskus doch nicht einfach achtlos und kopfschüttelnd vorübergehen, indem wir ihn in eine, uns nichts angehende katholische Kategorie einreihen. Die mönchischen Ideale der Armut und der Jungfräulichkeit schauen uns trotz der Reformation noch irgendwie ernst und beunruhigend an. Wir sind unserer selbst nicht so absolut sicher, wenn wir sie beiseite schieben, wir wagen auch nicht zu behaupten, daß überhaupt nichts Biblisches, nichts Neutestamentliches in ihnen verborgen sei. Die Auseinandersetzung mit der asketischen Frömmigkeit soll uns nicht einfach leicht fallen. Es könnte sonst eine furchtbare Verflachung und Verbürgerlichung eintreten, und die Menschen würden sich des Eindrucks nicht ganz erwehren können, daß die Ideale des Protestantismus billiger seien als die des Katholizismus, daß sie auf eine jedermann mögliche Durchschnittsmoral reduziert seien, während im Katholizismus heroische Ziele wenigstens aufgerichtet blieben.

Was die mönchischen Verneinungen anbelangt, die Verneinung des Besitzes und der Sexualität, können wir nicht verkennen, daß die Gebiete, die sie berühren, bis zur Dämonie gefährliche und nicht selten bis zur Bedrohung des Lebens kranke Gebiete des heutigen menschlichen Daseins sind. Im Mammonismus liegt doch unleugbar konzentrierteste Weltlichkeit, Ungerechtigkeit und Unbrüderlichkeit vor. Darum ist der Gedanke, dem Mammonismus durch die Forderung der freiwilligen *Armut* radikal auf den Leib zu rücken, nicht einfach von der Hand zu weisen; besonders auch weil das Neue Testament an verschiedenen Stellen unmißverständlich in diese Richtung weist. Wir erinnern an das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus, an das zu dem reichen Jüngling gesprochene Wort: „Eines fehlt dir noch: gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen“, und im Zusammenhang damit das Wort: „Es wird eher ein Kamel durch ein Nadelör gehen, als daß ein Reicher ins Gottesreich eingeht.“

Das andere asketische Ideal mag uns, besonders als Forderung der Ehelosigkeit, fremder erscheinen, und doch können wir auch nicht die tiefe und tragische Problematik übersehen, die Problematik des Sexuellen in- und außerhalb der Ehe. Auch wenn wir die Auffassung für falsch halten, die aus der Sexualität Sünde, ja sogar *die* Sünde macht, Sünde, die mit Leiden und Tod gebüßt werden muß, auch wenn

wir anders über dieses Lebensgebiet denken als die katholischen Asketen, als die buddhistischen Weisen Indiens, anders als Schopenhauer, so sehen und erleben wir doch oft und deutlich genug, daß dieses Lebensgebiet weithin von Dämonen besetzt und verwüßt ist, — so sehr, daß es nicht mehr Steigerung und Erhöhung des Lebens, sondern Lähmung, Freudlosigkeit, Verblühen, Verwelken, ja wirklichen Tod bedeutet. Wir sehen, wie viel Gier, wie viel Entwürdigung und Entheiligung des Menschen, wie viel Furchtbares bis zum Verbrecherischen damit verbunden ist; wir nehmen den Todesgeruch wahr, der davon ausgeht.

Wir können sicher an all das nicht denken, ohne sehnsüchtig nach Erlösung und Befreiung auszufchauen. Wir möchten um keinen Preis die innere Unruhe dämpfen in bezug auf diese Dinge. Sie haben es wahrhaftig nötig, durch die Kräfte und Ordnungen des Reiches Gottes geheiligt zu werden. Darum soll das Kritische, das wir zum asketischen Ideal sagen, nicht als Beschwichtigung der innern Beunruhigung verstanden werden.

Was wir aber doch deutlich sagen müssen ist dies: wir glauben nicht an das Ideal der Heiligkeit im katholischen Sinn. Es entspricht nach unserer Ueberzeugung auch nicht dem, was uns von Christus her in der Bibel entgegentritt. Was dort verkündigt wird, ist nicht der Heilige, sondern der dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit Geweihte und dadurch — dadurch allein — auch Geheiligte. Der Weg, den Christus uns weist, ist auch in bezug auf unser sittliches Ringen der der großen Regel: Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird euch alles — auch die rechte Heiligung — zufallen. Wenn aber der Mensch darnach strebt, ein Heiliger zu werden, wird es tragisch enden: in Verzweiflung, oder — was noch viel trauriger ist — in Heuchelei. Durch das bloße heroische Nein ist nämlich eine Naturkraft wie die Sexualität nicht zu überwinden. Sie wird sich gerade diesem Nein gegenüber in dämonischen und widerwärtigen Versuchungen immer wieder erheben. Das ist die tragische Erfahrung der Asketen. Es müssen andere Kräfte zu Hilfe kommen, Kräfte des Reiches Gottes. Vom Reiche Gottes geht vor allem *ein* Gedanke mit großer heiligender Kraft aus: die Ehrfurcht vor dem Menschen, auch gerade auch vor dem des andern Geschlechtes, das tiefe Gefühl der Unantastbarkeit des andern, die Ehrfurcht vor dem werdenden Leben, die Ehrfurcht vor dem Kind, und schließlich auch die Ehrfurcht vor sich selbst. Das wird eine große und direkte Hilfe sein. Und die ebenso wichtige indirekte Hilfe wird darin bestehen, daß durch den Kampf für das Reich und seine Gerechtigkeit unser Wesen tief ausgefüllt ist, so daß wir nicht mehr die gefährliche Leere in uns herumtragen, welche die Dämonen so sehr herbeilockt, daß wir Freude und Begeisterung und Teilnahme an dem Schickal, Leiden und Kämpfen unserer Brüder und Schwestern, mit einem Wort *Leben* in uns tra-

gen und darum uns nicht in Gier stürzen müssen auf das, was Leben vortäuscht und nachher den Todesgeschmack auf unsere Lippen bringt.

Die andere Frage ist die, ob freiwillige Armut zur Nachfolge Christi gehört. Wir werden auch darauf nur mit Andeutungen antworten können. Wenn es sich darum handelt, sich durch die Armut Heiligkeit zu erwerben, dann halten wir auch dieses Ideal für eine tragische Utopie. Irgendwie müssen wir leben, das heißt aber, daß wir irgendwelcher Subsistenzmittel bedürfen, die wir auf irgendeine Weise und von irgend einer Seite empfangen. Ueber die Tatsache, daß wir und unsere Kinder das tägliche Brot bedürfen, ist Christus nicht hinweggegangen. Aber über all diesen Ueberlegungen steht als entscheidende Wahrheit: die Bruderschaft und die Gerechtigkeit des Reiches Gottes. Nicht um der Heiligkeit des Einzelnen willen, sondern um der Bruderschaft willen müssen die Gegensätze von Reich und Arm zum Verschwinden kommen. Das muß uns völlig ernst sein. Irgendwelches Festhalten an materiellen Vorteilen und Privilegien ist unvereinbar mit der Haltung eines Christen. Keine Angst vor Opfern darf uns abhalten vor der Bejahung radikalster Aenderungen und völlig neuer Ordnungen. Und wiederum handelt es sich nicht nur um das leere Nein, um ein rein negatives Gesetz, sondern um das Allerpositivste, die Freude der Bruderschaft und der Gerechtigkeit. Denn erst in einer gerechten und brüderlichen Welt werden die Menschen sich an den Gütern des Lebens wirklich freuen. In dieser Welt des privaten, ungerecht verteilten Besitzes gilt es im strengsten Sinn: „Niemand *lebt* davon, daß er viele Güter hat.“ Das ist kein Leben. Die egoistisch besessenen und egoistisch genossenen Reichtümer verarmen immer wieder in den Händen ihrer Besitzer, durch ein ihnen innewohnendes geheimnisvolles Gesetz; anstatt die Seele zu sättigen, veröden und verhärten sie sie, rauben ihr die Fähigkeit für die feinsten menschlichen Empfindungen. Wer Reichtümer besitzt, muß um diese Gefahren wissen und schon jetzt Wege suchen, sie zu überwinden. Aber wir wollen keine Gesetzlichkeit aufrichten, wir wollen nicht ein christliches Maximum von Besitz festsetzen und von da aus zu richten beginnen. Es gilt hier die Freiheit und die Liebe, die den Menschen von innen her treibt. „Ama et fac, quod vis“, „liebe und dann mach, was du willst“. Das gilt auch für die Stellung zu unserem Besitz, aber hüten wir uns, daß wir das „Ama“ ganz ernst nehmen.¹⁾

Wir haben das Heiligkeitsideal mit seiner Gefahr der Utopie und des Pharisäismus abgelehnt. Aber etwas anderes ist das, was die Bibel *Heiligung* nennt. Wenn man darüber redet, wird man unwillkürlich

¹⁾ Ich möchte hier dringlich hinweisen auf den 1927 gehaltenen und erschienenen Vortrag von *Leonhard Ragaz*: „Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes.“ Darin sind all diese Fragen in ergreifender Eindringlichkeit und doch mit größter Freiheit, ohne jede Gesetzlichkeit, behandelt.

auf das zu sprechen kommen, was zum innersten Kampf um die Heiligung gehört: vom *Gebet*. Wir wollen darüber nur das sagen, was in besonderer Weise in unsern Zusammenhang und in unsere Situation hineingehört.

Das Gebetsleben Vieler ist in eine Krisis hineingekommen: Sie hat verschiedenartige Ursachen. Man könnte von der Religion reden, welche den Menschen das Gebet verleidet hat, indem sie es aus einem Dürfen zu einem Müssen machte. Sie hat den Eindruck erweckt, als ob Gott es sei, der das Gebet verlange, anstatt daß sie den Menschen sagte, was für eine Fülle von Klarheit und Befreiung der Seele sich in ihr Leben ergösse, wenn sie immer wieder Gottes Angesicht suchten.

Aber besonders stark hängt mit unserer Reichsgottes-Sache die andere Form der Gebetskrisis zusammen. Das individualistisch-egoistische Gebet erscheint vielen Menschen immer unmöglicher. Warum sollte Gott mich und mein Leben behüten, während Tausend fallen zu meiner Seite und Zehntausend zu meiner Rechten (Psalm 91). Die individualistische Frömmigkeit und das egoistische Gebet müssen bei den ernstesten und nachdenklichsten Menschen schließlich zu einer Krisis des Gottvertrauens und damit des Gebetes führen. Wir glauben, daß es Gott selbst ist, der diese Krisis hervorruft. Gott entzieht sich unserem egoistischen Begehren, wenn wir das Reich nicht wollen. Ich verliere den Glauben, daß die Haare meines Hauptes alle gezählt sind, wenn ich nicht *den* Glauben habe, daß Gottes Ziel ein Reich ist, in dem auch der letzte und geringste meiner Brüder nach Leib und Seele geborgen sein wird. Immer stärker fühle ich, daß das göttliche Ja, das über mir steht, und an das ich mich klammern möchte im Leben und im Sterben, nur darum wahr ist, weil es ein über *aller* Kreatur stehendes göttliches Ja gibt. Es gibt keine andere Verankerung des Gottvertrauens mehr als die im Glauben an das Reich. Der Glaube, daß es für mich oder für irgendeinen Menschen, den ich liebe, einen göttlichen Segen, eine persönliche göttliche Fürsorge gebe, wird von den stärksten Zweifeln befallen, wenn ich nicht den göttlichen Willen zum Segnen und Bewahren über allen Menschen sehe, und mich auch mit aller Kraft in den Dienst dieses segnenden und rettenden Tuns Gottes stelle. Ohne Glauben an das Reich und ohne Trachten nach dem Reich muß das persönliche Gottvertrauen sterben. Die Ehrlichen und Nüchternen werden in tapferer Resignation darauf verzichten, bei den vielen Schwachen aber wird sich das Gottvertrauen gegen das deutliche Gefühl seiner Unmöglichkeit auf irgendeine illegitime Weise behaupten, so wie sich schließlich ja auch der Aberglaube gegen alle Vernunft immer wieder behauptet. Man kann sich fragen, ob es besser wäre, den Menschen diese Krücken zu zerbrechen, ihnen diese letzten fragwürdigen Reste von Gottvertrauen zu zerstören, oder ob man es ihnen lassen soll, bis es durch die Fülle wirklichen, im tiefsten Sinne legitimen Gottvertrauens überboten wird, wie es über dem Men-

schen aufglänzen muß, der nach dem Reiche, nach der Gottesherrschaft für alle und über allem trachtet, und dem nun die wunderbare Freiheit von Sorge und Lebensangst „hinzugetan“ wird, wie es Christus allen verheißen hat, die für seine Sache stehen.

Es ist tief bedeutsam, wenn Lukas (Kap. 11, 1—4) berichtet, daß Christus seinen Jüngern das Reichsgebet gegeben habe als Mittel zur Ueberwindung einer Gebetskrisis, in die auch sie hineingeraten waren. Darum muß es sich auch die Frömmigkeit des heutigen Menschen mit aller Deutlichkeit sagen lassen: wo das Trachten nach dem Reiche Gottes nicht da ist, läßt sich weder das persönliche Gottvertrauen noch sein wunderbarster Ausdruck, das Gebet — das vertrauensvolle Reden des Kindes mit dem Vater — halten. Wenn nichts von einem Wollen des Reiches und seiner Gerechtigkeit für Alle den Beter erfüllt, dann verliert er bei seinem Tun das Bewußtsein der innern Berechtigung und damit jede Zuversicht und Kraft. Wir sagen noch einmal: *diese Gebetskrisis ist gottgewollt*. Darum sollen wir sie weder verschleiern noch entspannen. Viel eher sollen wir dazu helfen, daß sie in ein akutes Stadium tritt.

Diese Verschärfung der gottgewollten Gebetskrisis zu hintertreiben, das ist eine der fragwürdigsten Leistungen, welche die Religion — und zwar in allen ihren Gestalten, von den offiziellsten Kirchtümern bis zu den kleinen frommen „Gemeinschaften“ — vollbringt. Sie ist unendlich stolz auf die Mühe, die sie sich gibt, das individualistisch-egoistische Gebet nicht sterben zu lassen. Sie nimmt auch seine zweifelhaftesten Formen in Schutz mit der Parole: „Verdirb es nicht, es liegt ein Segen drin.“ Die durch Christus geschehene Brandmarkung des Geplappers und des zur Schaustellung der Frömmigkeit dienenden Gebetes findet in ihren Kreisen keine Beachtung, wird überhaupt nicht mehr verstanden. Man findet nichts Anstößiges daran, daß das Gebet ganz offen und bewußt zur Demonstration der Frömmigkeit benützt wird — trotz der strengen und unmißverständlichen Worte Jesu: „Wenn du betest, sollst du nicht sein wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Versammlungen und an der Oeffentlichkeit, damit sie von den Leuten gesehen werden.“ Zur Eröffnung von Versammlungen und vor Tische darf das Gebet nicht fehlen, denn auch wenn es in bezug auf seinen Inhalt und auf die innere Sammlung der Anwesenden noch so fragwürdig ist, so leistet es doch den einen unzweifelhaften Dienst, die Frömmigkeit zu demonstrieren und ein Bewußtsein größeren geistlichen Reichtums zu verleihen, wobei der pharisäische Seitenblick auf die Nichtbetenden kaum je fehlt. Wir wollen durchaus nicht die Notwendigkeit der inneren Sammlung vor irgendeiner Ver-Sammlung verneinen. Aber vielleicht wären einige Augenblicke des Schweigens viel mehr und dabei weniger seelengefährdend als dieses Reden, das sich viel zu hemmungslos den Namen des Gebetes anmaßt, während es von Christus mit der Bezeichnung „Geplapper“ belegt worden ist.

Vielleicht empfindet jemand das Wort Demonstration als ungerecht und möchte es durch „Bekenntnis“ ersetzt wissen. Wer vor den Menschen die Hände faltet, der legt ein Bekenntnis ab, sagt man. Aber uns scheint, daß in dieser Behauptung die völlige Verkennung dessen, was mit Bekenntnis gemeint ist, zutage tritt. Bekenntnis ist allerdings im Verhältnis zu Christus und zu seiner Sache etwas vom Allerwichtigsten und Allerdringlichsten, aber nicht Bekenntnis zur Frömmigkeit, zur Kirchlichkeit, zur Religion, sondern zu der lebendigen, kämpfenden, anstößigen, von den Mächtigen verfolgten Sache Christi und seines Reiches.

Das Elend besteht darin, daß alle religiösen Worte und Begriffe bis hinauf zu den heiligsten und höchsten Namen so leer geworden sind. Es sollte doch eigentlich so sein, daß das Bekenntnis zu Christus vor allen, die es hören, eine Sache, ein Programm, ein höchst aktuelles Wollen aufsteigen läßt. Statt dessen ist es nahezu nichtslegend geworden. Was bedeutet es denn schon, wenn jemand kommt und sagt, daß er an Christus glaube. Ich wüßte mehr von ihm, wenn er sich zu einem noch so beschränkten Parteiprogramm bekennte. Daß der Name Christi eine neue Welt bedeutet, daß er den Angriff auf alles Unrecht, auf alle Unmenschlichkeit, auf alle Unbrüderlichkeit, daß er das Ringen mit Schuld, Schicksal und Tod bedeutet, das ahnen die Menschen nicht mehr, es bricht nicht mehr unmittelbar aus seinem Namen hervor. Und zwar ist es tatsächlich so, daß die Bekenntnis- und Zeugniskraft der heiligen Namen innerhalb der kirchlichen und frommen Sphäre geringer ist als in der weltlichen. Bei den geistlich Armen ist immer noch eher etwas von der Einfachheit und Kindlichkeit vorhanden, die zum Ahnen der Größe und zur Ehrfurcht befähigt als bei den an den leeren Gebrauch der heiligen Worte Gewöhnten.

Die Heilung dieser Krankheit kann nur darin bestehen, daß wir die Sache über das Wortemachen stellen. Die Religion ist dem Wortwesen verfallen. Wo der lebendige Gott ist, da wird man der frommen Worte und Gebärden nicht mehr bedürfen. Das Reich Gottes will Realität sein, nicht Form, nicht Kultus. Es ist dann zu seiner Erfüllung gekommen, wenn es beim Blick auf das wirkliche Leben der Welt heißen darf:

Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen,
sie werden sein Volk sein, und er, Gott,
wird mit ihnen sein. (Offenbarung Johannes 21, 3.)

Paul Trautvetter.